

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Straßburger neueste Nachrichten. Hauptausgabe. 1940-1944 1944

7.9.1944 (No. 247)

NEUESTE NACHRICHTEN

AMTLICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP.

REGIERUNGSANZEIGER FÜR DAS ELSASS



Donnerstag, 7. September

Verlag: Oberrheinischer Gauverlag und Druckerel GmbH, Straßburg, Blauwolkengasse 17/19. Fernruf für Orts- u. Ferngespräche: 2 59 00 bis 2 59 04. / Postscheckkonto: Straßburg Nr. 153 76. / Die „Straßburger Neueste Nachrichten“ erscheinen 6mal wöchentlich als Morgenzeitung.

Bezugspreis: Durch unsere örtlichen Vertriebsstellen monatlich 1,90 RM zuzüglich 30 Rpf. Trägerlohn. Durch die Post zugestellt monatlich 2,20 RM zuzüglich 36 Reichspfennig Zustellungsgebühren. Einzelpreis: 10 Reichspfennig. Anzeigenschluß: 15 Uhr am Vortage des Erscheinens.

Neue Aufmarschfront vor der inneren Linie

Das deutsche Verteidigungssystem erstreckt sich jetzt von Löwen bis zur Burgundischen Pforte Rückführung zweier Heeresäulen durch radikalen Entschluß der Führung gelungen

rd. Berlin, 6. Sept. (Eig. Drahtbericht). In den letzten Tagen hat sich auf dem französischen Kriegsschauplatz eine neue Entwicklung angebahnt, deren Abschluß nun der Wehrmachtbericht mitteilt. Zur Zeit sind die deutschen Truppen im Westen mit der Aufgabe betraut, eine neue Aufmarschlinie vor der inneren Linie der eigentlichen Reichsverteidigung zu beziehen und haben unter Freigabe von ganz Süd- und Südwestfrankreich eine neue Zone bezogen, die sich vor den deutschen Reichsgrenzen entlangzieht und durch die Orte Löwen, Namur und Sedan bis zur Burgundischen Pforte gekennzeichnet ist.

Im einzelnen nahmen die strategischen Operationen folgenden Verlauf: Das deutsche Verteidigungssystem an der französischen Atlantikküste war von den amerikanischen Panzerverbänden bei Avranches durchstoßen worden. In der Tiefe des französischen Raumes konnte eine neue Verteidigungslinie nicht so schnell aufgebaut werden, wie sich die feindlichen motorisierten Verbände in das Innere des Landes ergossen. Infolgedessen mußte die oberste deutsche Führung einen radikalen Entschluß fassen, zu dem viel Vertrauen in das Geschick der militärischen Unterführer und viel Wagemut gehörte. Angesichts des Vorrückens der feindlichen Verbände und der neuen Invasion in Südfrankreich mußte der Versuch unternommen werden, sämtliche in Süd- und Südwestfrankreich stehenden deutschen Verbände durch ein im Aufbruch befindliches Land bis in die Nähe der deutschen Reichsgrenzen zurückzuführen. Hierzu gehörte nicht nur die Rückführung der motorisierten und deshalb schnell beweglichen Verbände, sondern es mußten auch schwer bewegliche Infanterieeinheiten, zahlreiche Truppe und ein umfangreiches Heeresgefolge mit zurückgeführt werden, zu dem Männer der Organisation Todt, Nachrichtenheiferinnen und sogar in deutsche Dienste getretene Franzosen gehörten.

Es wird einer späteren Zeit vorbehalten sein, den wochenlangen Marsch zweier Heeresäulen zu schildern, die quer durch Frankreich der Heimat zustrieben. Die schnellen Verbände hatten hierbei Flankensicherungsaufgaben zu erfüllen, während die infanteristischen Einheiten den unmittelbaren Schutz der sich über Hunderte von Kilometern erstreckenden Marschsäulen zu übernehmen hatten. Die aus Südfrankreich heranziehenden Verbände hatten sich im wesentlichen nur mit Terroristen auseinandersetzen, die sich nicht an das Gros der Verbände heranwagten, sondern nur absiebelnde Geplänkel führten. Die aus dem Raum von Marseille bis nach Norden des

Höchstleistung darstellen, in dem lakonischen Satz zusammen, daß die aus Süd- und Südwestfrankreich zurückgenommenen Truppen befehlsgemäß den Raum von Dijon und das Plateau von Langres erreicht haben.

Die vor der belgisch-französischen Grenze eingenommene Linie Löwen-Namur-Sedan wurde von den feindlichen Panzerverbänden weiter bestimmt. Dagegen hat der Widerstand der deutschen Sicherungsverbände in Stärke zugenommen. Außerdem scheinen gewisse Verzögerungen der alliierten Verbände dadurch entstanden zu sein, daß den Angriffsspitzen der Anglo-Amerikaner neue Verbände zugeführt werden mußten und daß trotz des Einsatzes von Transportflugzeugen und Lastenseglern die Frage des Benzin nachschubs nicht vollständig gelöst worden ist. Es handelt sich deshalb in diesen Stunden und Tagen darum, ob der Feind mit gewissen Schwierigkeiten, die mit seinem schnellen Vormarsch zusammenhängen, eher fertig sein kann, als es den deutschen Truppen gelingt, ihren Aufmarsch vor der inneren Linie der Reichsverteidigung zu beenden. Die erbitterten Kämpfe unserer schwachen

Sicherungsverbände zielen darauf ab, möglichst so viel Zeit zu gewinnen, wie zur Sammlung und Zusammenfassung der deutschen Kampfgruppen erforderlich ist. Die nächsten Tage müssen Klarheit darüber verschaffen, ob dieser für die Kämpfe im Westen äußerst wichtige Zeitgewinn gelingt.

Mit dem Eichenlaub ausgezeichnet

DNB, Führerhauptquartier, 6. Sept. Der Führer verlieh am 2. September das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an: Hauptmann d. R. Hermann Klein, Adjutant in einem rheinisch-westfälischen Grenadierregiment, als 567. Soldaten der deutschen Wehrmacht. Hauptmann Klein wurde am 19. Juli 1913 in Willich, Kreis Kempen-Krefeld, geboren.

Der Führer verlieh ferner am 2. September das Eichenlaub des Eisernen Kreuzes an Oberst Martin Bieber, Kommandeur einer rheinisch-westfälischen Divisionsgruppe, als 566. Soldaten der deutschen Wehrmacht. Oberst Bieber wurde am 10. November 1900 in TARBACH/Thüringen geboren.

Bulgarischer Selbstmord

Seit den Luftangriffen im Frühjahr dieses Jahres auf Sofia ist die bulgarische Staatsführung nicht mehr Herr ihrer selbst. Die Grundsätze, nach denen Zar Boris die Politik seines Landes steuerte, wurden verleugnet und jener kleinmütige Utilitarismus, der zu allem bereit ist, wenn der Kampf vermieden wird, breitete sich aus. Nervöse Vorsicht wurde mit staatsmännischer Weisheit verwechselt mit dem Ergebnis, daß Bulgarien nunmehr aller Feind ist, und die in der letzten Woche erbetelte Freundschaft der Sowjets vom Kreml mit Blitz und Donner durch eine Kriegserklärung beantwortet wurde. Sollte gar ein Parlament so schlecht beraten sein, als es der außenpolitischen Schwenkung um 180 Grad zuzubehelpte? Denn das Ergebnis ist der Krieg oder, wenn man nicht kämpfen will, die Entmannung.

Wie konnte es so weit kommen? Das deutsche Volk ist gewohnt, im Bulgaren einen Bundesgenossen zu sehen. Im ersten Weltkrieg waren die Bulgaren unsere Waffengefährten. Mit dem Friedensvertrag von 1919 forderten sie gemeinsam mit uns die Revision. Wirtschaftlich lebten sie fast vollständig durch den Warenaustausch mit Deutschland. Unter Zar Boris traten sie dem Antikomintern- und dem Dreierpakt bei. Durch Deutschland gewannen sie die Dobrudscha und Mazedonien zurück. Sie erhielten Thrazien. Zum erstenmal in der abendländischen Geschichte kam das große bulgarische Reich zustande. Der Traum von vierzehn Jahrhunderten erfüllte sich.

Kein bulgarischer Politiker, welcher Partei er auch angehören mag, verkennet, daß Bulgarien bis zum Dienstag alles Deutschland verdankt. Aber die politischen Spitzen wollten um ihr Land nicht kämpfen, ein Vorgang ohne Beispiel. Eine der Erklärungen lautet: Bulgarien habe sich in den früheren Kriegen so stark ausgeblutet, daß es nicht zu kämpfen vermöge. Doch rühmt man sich einer starken und modernen Armee, die man stolz einen Ordnungsfaktor des Balkans nennt. Nun muß es jedem Lande überlassen werden, ob es eine starke oder eine hinhaltend ausweichende Politik betreiben will. Was nicht zu begreifen ist, das ist die Gelassenheit, mit der Bulgarien aus dem Bündnis mit Deutschland gewaltigen Nutzen zog, um nun zu erklären: Wir fühlen uns nicht gebunden.

Das bulgarische Volk ist seinen deutschen Freunden noch die Erklärung schuldig, wie dieser außenpolitische Unfall zustande hat kommen können, denn die Erklärungen, die das Kabinett Barinoff in der zweiten Augusthälfte vor der Sorbanje abgegeben hat, sind so fadenscheinig, daß sie auf deutscher Seite kaum zur Kenntnis genommen wurden. Der Außenminister Draganoff bemühte sich nachzuweisen, daß Bulgarien seit Jahren wieder nach eigenem Willen gehandelt habe, einfach, weil es von den Engländern und Nordamerikanern im Stich gelassen wurde. Dem Dreierpakt sei es nur beigetreten, weil es geglaubt habe, in Kürze werde auch die Sowjetunion Bundesgenosse werden. Wenn man sich erinnert, daß der Dreierpakt im Grunde aus dem Kominternpakt hervorgegangen ist, dann wird selbst der Außenminister von Feuerland oder Beschuanland nicht glauben, daß die Sowjets einem Pakt gegen sich selbst beitreten werden. Durch eine solche Stichprobe aus der Rede Draganoffs erledigt sich der außenpolitische Drahtseiltanz des Kabinetts Barinoffs.

Nur wenige Wochen blieb es im Amte, und doch lange genug, um das bulgarische Volk auf die abschüssige Bahn zu stoßen, auf der es nun unaufhaltsam in die politische Aechtung und die Isolierung, in die Bolschewisierung hinuntergleitet. Die Anbiederungspolitik hatte nicht einen Funken Erfolg. Die angestrengten Waffenstillstandsverhandlungen, wie sie in Ankara mit den Engländern und Amerikanern betrieben wurden, endeten mit einem wohlweislich von London herbeigeführten Abbruch. Die Anglo-Amerikaner hatten den Wink aus Moskau erhalten, daß Bulgariens sowjetische Domäne sei. Und Bulgariens Besorgnisse steigerten sich. Was nützte es, sich von Deutschland abzuhängen, wenn man dann allein vor der Tür des Kreml stand, ohne Schutz durch die Westmächte.

Mit diesem Ergebnis war die Mission des Kabinetts Draganoffs gescheitert. Es kam das Kabinett Muravieff, politisch links orientiert, bar aller Grundsätze, ohne Glauben an eine nationale Aufgabe Bulgariens. Falschheit wurde

Bulgarien das neue Opfer der Moskauer Raubpolitik

Sofortiger Einmarsch der Bolschewisten nach der Kriegserklärung

* Berlin, 6. Sept. Der Moskauer Rundfunksender meldet am Dienstagabend, daß die Sowjetunion Bulgarien den Krieg erklärt hat. In einer Note, die dem bulgarischen Gesandten in Moskau überreicht wurde, wird erklärt, daß die Politik der sogenannten Neutralität nicht den Anforderungen gerecht werde, die die Sowjetunion an Bulgarien zu stellen habe. Wie aus Sofia gemeldet wird, hat die bulgarische Regierung sofort nach Erhalt der Kriegserklärung beim Sowjetgesandten um einen Waffenstillstand gebeten. Trotzdem haben Sowjettruppen mit dem Einmarsch nach Bulgarien begonnen.

Hierzu drahtet unser Stockholmer hw.-Vertreter: Die Kriegserklärung Moskaus an Bulgarien erfolgte ohne Rücksicht darauf, daß die bulgarische Regierung noch am Tage zuvor alle möglichen Schritte getan hatte, um das Wohlwollen und die Gnade der Sowjets zu finden, u. a. durch Aufsuchen des Dreier- und Antikominternpaktes, durch das Versprechen, sich um die bestimm-

lichen Beziehungen zur Sowjetunion bemühen zu wollen usw.

Die Kriegserklärung wurde am Abend überreicht. Bereits in der Nacht brach die von links unterhöhlte bulgarische Regierung zusammen. Vier ihrer Minister eilten zu dem Sowjetgesandten und baten um Waffenstillstand. In Moskau aber erklärte Außenkommissar Molotow vor den Journalisten der Alliierten auf nervöse Anfragen, ob England und die USA, unterrichtet worden seien, die Botschafter der beiden Staaten in Moskau seien von der sowjetischen Aktion in Kenntnis gesetzt worden. Molotow gab bei dieser Gelegenheit zu, daß die Delegation der rumänischen Ueberläufer noch immer in Moskau auf die Zulassung für das Diktat der Unterwerfungsbedingungen warte, entschuldigte sich aber mit Rücksicht auf die westlichen Verbündeten, die Moskau hierzu hören wolle. So verbrämen die Sowjets ihre einseitigen Aktionen auch noch durch den Anschein besonderer Höflichkeit gegenüber London und Washington und fügen zur unauffhaltsamen Forttreibung

ihrer Machtsphäre gegenüber diesen auch noch den Hohn.

Der Inhalt der sowjetischen Note an Bulgarien, die den Ueberfallsakt begleitete, ist aufschlußreich genug. Es wird der bulgarischen Regierung vorgeworfen, sie wolle die Interessen des eigenen Landes durch den Versuch einer Neutralität, die natürlich den Sowjets nicht paßt, wahrnehmen. Die Bolschewisten sind gemeinsam mit den Plutokratien die verschworenen Feinde aller Neutralität. Sie verlangen, daß sich Bulgarien für ihre Interessen in den Krieg gegen seine bisherigen Freunde und Verbündeten stürzt, was sie ja auch schon anderen kleinen Staaten zugemutet haben.

Wie üblich finden die Sowjets auch jetzt in England bei ihrer Gewaltpolitik begeisterte Zustimmung, selbst wenn die nüchterne Nachprüfung der entstandenen Lage in Londons verschwiegene Regierungskabinetten vielleicht andere Gefühle auslösen sollte. Innerlich hat England bestimmt keine große Freude an einem sowjetischen Vordringen zu den Meerengen und gegen Griechenland, das England noch in seine Interessensphäre rechnen möchte. Aber nach außen hin darf es nicht mehr aufmucken. Reuter schreibt demnach folgsam: Die sowjetische Kriegserklärung an Bulgarien sei eine überaus realistische Politik. Bulgarien müsse endlich kapitulieren und sich gegen Deutschland wenden. Die Sowjetarmeen stünden zum Zuschlagen bereit, falls Bulgarien noch zögern sollte. Das sowjetische Vorgehen bedeutete ein offenes Urteil über die bisherige (bereits stark nach Moskau ausgerichtete) bulgarische Regierung. Eine neue Regierung, die wirklich die Linksparteien repräsentieren und auch die Kommunisten umfassen sollte, müsse gebildet werden.

Starke Sowjetangriffe am unteren Narew aufgefangen

Der Feind an den Paßstraßen der Ostkarpaten abgewiesen — Durchbruchversuche in Italien vereitelt

* Aus dem Führerhauptquartier, 6. Sept. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Raum von Antwerpen wurden unsere Divisionen auf den Albertkanal zurückgenommen. In der Stadt selbst wird noch erbittert gekämpft. Gegen die Linie Löwen-Namur-Sedan griff der Feind auf breiter Front an, konnte jedoch nur unwesentlichen Geländegewinn erzielen. Feindliche Ueberversuche über die Mosel nördlich Nancy wurden zurückgeschlagen. Die Besetzung von Le Havre wies einen von Panzern unterstützten Vorstoß des Gegners blutig ab.

In das Festungsvorfeld von Brest eingedrungene feindliche Kräfte wurden im Gegenstoß geworfen, erneute Infanterie- und Panzerbereitstellungen der Nordamerikaner durch zusammengefaßtes Artilleriefeuer zerschlagen.

Unsere aus Süd- und Südwestfrankreich zurückgenommenen Truppen haben befehlsgemäß den Raum um Dijon und das Plateau von Langres erreicht. Auf den Paßstraßen westlich der französisch-italienischen Grenze schlugen unsere Sicherungen starke feindliche Angriffe blutig ab.

Im adriatischen Küstenabschnitt vereitelt unsere Truppen auch gestern alle Durchbruchversuche des Gegners, der unter stärk-

stem Materialeinsatz immer wieder gegen unsere Stellungen anrannte. Seit 31. August wurden bei diesen Kämpfen 259 Panzer abgeschossen.

Bei einem Unternehmen gegen Banden in der Aegäis wurden durch Einheiten der Kriegsmarine 88 feindliche Motorsegler vernichtet oder aufgebracht.

Im Südtel von Siebenbürgen warfen ungarische Truppen, unterstützt von deutschen Sturmgeschützen, vordringende rumänische Verbände im Gegenangriff zurück. Hierbei wurden sechs feindliche Batterien und zwei mit Kriegsgüter beladene Eisenbahnzüge erbeutet. Schlachtflieger vernichteten bei Tiefangriffen im rumänischen Gebiet 60 Lokomotiven und einen voll beladenen Betriebsstoffzug. In den Ostkarpaten wurden wiederum zahlreiche Angriffe der Bolschewisten an den Paßstraßen in harten Kämpfen abgewiesen.

Nördlich des Bug wurden die von starken Panzer- und Schlachtfliegerkräften unterstützten Angriffe der Sowjets durch Gegenangriffe am unteren Narew zum Stehen gebracht. In dem erbitterten Ringen vernichteten Truppen des Heeres und Flakartillerie in der Zeit vom 3. bis 5. September 240 feindliche Panzer und Sturmgeschütze. Von der übrigen Ostfront werden nur aus dem Raum von Dor-

pat örtliche Kämpfe gemeldet. In den letzten beiden Tagen verloren die Sowjets an der Ostfront 73 Flugzeuge.

Bei Angriffen feindlicher Bomber auf West- und Südwestdeutschland wurden besonders die Städte Mannheim, Ludwigshafen, Stuttgart und Karlsruhe getroffen. In der Nacht warfen einzelne britische Flugzeuge Bomben auf Hannover. Ueber dem Reichsgebiet und dem Kampfraum im Westen wurden 31 feindliche Flugzeuge abgeschossen.

Die Parole des Gauleiters

Der Weg zum Sieg:

Vertraue unbeirrbar dem Führer! Glaube unerschütterlich an den Sieg! Wahre Abstand von allen Schwächlingen! Sei hart in Kampf und Arbeit!

6. 9. 1944

ROBERT WAGNER

die einzige politische Münze. Die Antwort war die Kriegserklärung Stalins, der noch immer mit Behagen den verspeist hat, der ohne Rückgrat zu ihm kam. Die feige Regierungclique in Sofia aber wußte nichts Besseres zu tun, als sofort um Waffenstillstand zu flehen.

Höchste Bewährung politischen Soldatentums

Berlin, 6. Sept. Unter den Streitkräften, die im heldenhaften Abwehrkampf den deutschen Stützpunkt Brest verteidigen und sich gegen die anrennenden feindlichen Divisionen stemmen, befindet sich die Besatzung der Minenschiff-Fregatte „Karl Friedrich Brill“, die unter dem Kommando von Eichenlaubträger Korvettenkapitän Breithaupt steht.

Seit Wochen sind die Breitsiten feindlicher Schlagschiffe gegen die Schlüsselstele der Bretagne gerichtet, pflügen Zehntausende von Bomben und Granaten das Vorfeld der Bunker und Panzerwerke um. Trotz der zehnfachen Übermacht halten die Verteidiger von Brest den pausenlos anbrandenden Gegner in einer unerbittlichen Materialschlacht nieder, stehen Matrosen mit den Kameraden des Heeres Schulter an Schulter und werfen sich nach stundenlangen Bombardements immer wieder dem angreifenden Feind entgegen und fesseln so an der Invasionsfront bedeutende Feindkräfte.

Die Besatzung der Minenschiff-Fregatte „Karl Friedrich Brill“, die freiwillig die Planken ihrer Boote mit den Schützenlöchern und Laufgräben des Erdkampfes vertauschten, ist in diesem heldenhaften Ringen Beispiel einer Geisteshaltung, die getragen ist von der kämpferischen Tradition der Bewegung. Sie steht ihren Mann unter denselben Vorzeichen, unter denen Eichenlaubträger SA-Obersturmbannführer Karl Friedrich Brill, dessen Namen der Führer der 24. Minenschiff-Fregatte in Anerkennung der hervorragenden Tapferkeit der im Kampf zur See bei der Kriegsmarine eingesetzten SA-Männer verlieh, als Kommandant des Minenschiffes „Juminda“ sein Leben ließ. Auch Korvettenkapitän Breithaupt, unter dessen Befehl die Flottille jetzt in Brest kämpft, ist SA-Führer und verkörpert mit seinen Männern jenen unbestechlichen Typ des politischen Soldaten, der an allen Fronten dieses Krieges in vorderster Reihe steht.

Moskau spekuliert auf die Meerengen

Stockholm, 6. Sept. (Eig. Drahtbericht.) Zu dem sowjetischen Vordringen gegen Bulgarien schreibt das schwedische Blatt „Afton Dagposten“: „Es gelte offenbar für die Sowjets, auf dem Balkan vollzogene Tatsachen zu schaffen, ehe die Westmächte zum Schutz ihrer eigenen Interessen eingreifen könnten. In Bukarest habe man sicher bereits alle Illusionen auf Hilfe von anglo-amerikanischer Seite abschreiben müssen. Sollte die Sowjetunion keine militärischen Rückschläge erleiden, werde Rumänien eine Sowjetrepublik und eine Million seiner Bevölkerung werde zur Zwangsarbeit nach Sibirien abtransportiert werden. Nun sei die Reihe an Bulgarien. Die Bildung einer Linksregierung habe nichts genützt. Moskau rechne wohl mit einer kommunistischen Revolution in Bulgarien, worauf die sowjetische Besetzung freundschaftlich erfolgen sollte. Sicher wird das bolschewistische Vordringen in Ankara Unruhe auslösen. Die Sowjetunion forderte noch im November 1940 alleinige Kontrolle über Istanbul und die Meerengen. Nun, der Augenblick sei da, diese sowjetischen Forderungen zu verwirklichen.“

Schweizer Gesetz gegen Landesflüchtige beantragt

Hauptsächlich werden Juden betroffen — Starke Aufregung in jüdischen Kreisen

Bern, 6. Sept. (Eig. Bericht.) Im Züricher Kantonalparlament wurde vor einiger Zeit beantragt, ein Gesetz zu erlassen, durch das alle die Schweizer Bürger, die im Jahre 1939 angesichts der drohenden Kriegsgefahr ihr wertvolles Leben und ihr geliebtes Geld in den USA in Sicherheit gebracht haben, mit moralischen und finanziellen Sanktionen belegt werden sollen.

Diese Maßnahme hat, wie in der schweizerischen Presse offen festgestellt wird, im Volke großen Anklang gefunden. Es herrscht gar kein Zweifel darüber, daß ein solches Gesetz von den Stimmberechtigten des Kantons Zürich angenommen würde. Wer um seiner persönlichen Sicherheit willen im Augenblick der Gefahr sich aus der Schicksalsgemeinschaft des Volkes ausschließt, soll auch die Folgen tragen. Dieser Grundgedanke wurde in einer öffentlichen Diskussion des Vorschlages als Richtpunkt für die beabsichtigten Sanktionen aufgestellt. Es handelte sich hier um Landesverrat. Eine bloße Sondersteuer als Strafe für das verwerfliche Verhalten der Landesflüchtigen wäre viel zu glimpflich. Allerdingst müsse ihnen für immer das Schweizer Bürger- oder Niederlassungsrecht entzogen werden;

Vorläufig keine Anerkennung der „Regierung“ de Gaulles

London und Washington treten kurz — Frankreich wird hungern und frieren

Bern, 6. Sept. Der diplomatische Mitarbeiter des Londoner „Observer“ teilt in einem vielbeachteten Artikel mit, daß die Anerkennung der Regierung de Gaulle durch Washington und London nicht zu erwarten sei. Der Verfasser meint, man müsse der Tatsache ins Auge sehen, daß es viele Franzosen gebe, die de Gaulle sehr reserviert beggneten und die der von Algier ihm eingeräumten Autorität nicht zustimmen. Es sei ferner auch eine Tatsache, daß de Gaulles Macht über die Terroristen in Frankreich zweifelhaft sei, und gerade deshalb die Autorität de Gaulles nicht als legal hätte erreicht werden können.

Englische und amerikanische Berichte aus Paris geben zu, daß die „Befreier“ mit dem furchtbaren Lebensmittelmangel, den ihr Einbruch hervorrief, bisher in keiner Weise fertig werden können. Ganz Paris stelle eine seltsame Mischung von glänzendem Luxus und schreiendem Elend dar. Das schwerste Problem liege in der Lebensmittelversorgung. Die einzigen Geschäfte, die ihre Tätigkeit wieder auf-

genommen haben, seien Luxusgeschäfte, aber zu essen habe das neue Regime nichts zu beschaffen vermocht, außer etwas Trockengemüse, das jetzt verteilt wurde. An Stelle von Lebensmitteln wissen jedoch die plutokratischen Machthaber für andere Dinge zu sorgen: Alle Briefmarken mit dem Bild Pétains sind schleunigst durch neue ersetzt worden. Selbst der „Times“-Bericht gesteht ein, die Ernährungslage sei sehr ernst. Die Schwarze Börse blühe mehr denn je, und der Schleichhandel von der Normandie habe enormen Umfang angenommen.

Aus der Provinz, besonders Marseille und anderen Großstädten, werden Schreckenstaten der Rache an nichtkommunistischen Elementen gemeldet.

Den besetzten Gebieten Frankreichs steht, wie in England offen zugegeben wird, eine Kohlennot größten Umfangs bevor. Ein beträchtlicher Teil der Industrie wird infolge des Ausfalles deutscher Kohle stillgelegt werden müssen. Dies hat selbstverständ-

lich Arbeitslosigkeit weitesten Ausmaßes zur Folge. England ist infolge des Rückgangs seiner Kohlenförderung nicht in der Lage, seine früheren Versprechungen einzulösen. Frankreich kann ebensowenig wie Süd- und Mittelitalien mit genügend Kohle zur Aufrechterhaltung, auch nur einer notdürftigen Produktion, beliefert werden.

Die britische Kohlenförderung betrug vor dem Kriege 227 Millionen Tonnen, im Jahre 1943 war sie auf 195 Millionen Tonnen gefallen, im Jahre 1944 wird auch diese Ziffer längst nicht mehr erreicht werden. Zur Zeit wird fast die gesamte Kohlenförderung Englands im Inland verbraucht, um die Bedürfnisse der Rüstungsindustrie und der Wehrmacht zu befriedigen. Auch das ist nur unter rücksichtsloser Drosselung des Hausbrandes durchzuführen, die englische Regierung kündigt ihrer eigenen Bevölkerung einen „kalten und finsternen Winter“ an. Unter diesen Umständen bleibt für Frankreich natürlich keine Kohle übrig.

leistung auf bloß 860 Liter und das Buttertgewicht auf 29 kg. Heute beträgt das Schlachtgewicht im Reichsdurchschnitt für Ochsen 380 kg und für Kühe 253 kg, die jährliche Gesamtschlachtausbeute ergab um 1800 etwas weniger als 450 000 Tonnen Fleisch; heute sind es fast 4 Millionen Tonnen. Eine Normalkuh gibt jetzt im Durchschnitt der verschiedenen deutschen Rassen 3100 Liter Milch im Jahr, also fast das Vierfache wie zur Zeit Thaers. Die ganze erzeugte Milchmenge wird für 1800 auf etwa 3 1/2 Millionen Liter täglich berechnet; 1937 betrug die Tagesleistung nahezu 32 Millionen Liter.

Die größte Leistungssteigerung der deutschen Landwirtschaft entfällt auf die Zeit nach 1880. Setzt man die ganze landwirtschaftliche Produktionsmenge für das Jahr 1880 gleich 100, so betrug sie im Jahre 1933: 212, in dem besonders guten Erntejahr 1938: 241. Die mittlere Steigerung bis zum Schluß des sechsten Jahrzehnts nach 1880 wird man auf 235 einschätzen können. Maßgebende Vertreter der Agrarwissenschaft halten es für möglich, die landwirtschaftliche Gesamtproduktion innerhalb der Grenzen des Altreiches soweit zu steigern, daß 100 Millionen Menschen durch sie ernährt werden können.

Drei kleine Länder, Dänemark, Holland und Belgien, stehen in ihren landwirtschaftlichen Leistungen Deutschland teils gleich, teils übertreffen sie es noch um ein geringes. In ziemlichem Abstand mit 17 Doppelzentnern Brottreide je Hektar und bedeutend geringeren Leistungen der Tierzucht folgt auf Deutschland Frankreich. Der ganze Osten und Südosten Europas steht weit darunter.

Kabinettsbildung in Portugal

Lissabon, 6. Sept. Das Kabinetts-Salazar wurde am Dienstagabend umgebildet. Dr. Salazar behält das Außenministerium, gibt aber das Kriegsministerium an den früheren Unterstaatssekretär Oberst Fernando Santos Costa ab. Innenminister wird Oberst Juljo Bothelo Moniz. Dr. Lumbrales bleibt Finanzminister. Justizminister Prof. Manuel Cavaleiro Ferreira, Marineminister Kapt. Americo Tomaz, Minister für öffentliche Arbeiten de Abreu Cancela, Kolonialminister Marcelo Gaetano, der Führer der portugiesischen Jugendbewegung, Erziehungsminister Dr. Caeiro da Mata, ehemaliger portugiesischer Gesandter in Vichy, Wirtschaftsminister Dr. Cutz Supia Pinto.

Mikolajczyk kapituliert in Raten

Stockholm, 6. Sept. Wie die sowjetische Nachrichtenagentur mitteilt, hat das polnische Emigrantenkomitee in London an die Sowjetregierung sowie an das sowjetische Polenkomitee eine Note gerichtet, in der sie mitteilt, daß sie von der „anti-demokratischen“ Verfassung des Jahres 1935 als Grundlage einer in Vorschlag zu bringenden neuen Verfassung abgehen“ wolle. Die Sowjetregierung hat dieses Dokument an den polnischen Sowjet zurückgeschickt mit der Bemerkung, daß die Probleme nur von den Polen selbst gelöst werden könnten. Damit hat Mikolajczyk eine weitere Position der Londoner Exilpolen aufgegeben. Er kapituliert gewissermaßen in Raten vor Moskau und dem von den Sowjets gehaltenen Polenkomitee.

Der Tag

Zum Generalstabschef der italienischen republikanischen Luftwaffe wurde Oberstleutnant Baylon berufen. Sein Stellvertreter ist Oberstleutnant Gadringer.

London meldet, daß von den 14 jetzt in Paris erscheinenden Zeitungen die kommunistische „Humanité“ mit 200 000 die größte Auflage hat. Dann kommt der sozialdemokratische „Populaire“ mit 160 000. Alle anderen zusammen haben 120 000 Stück Auflage. Aus diesen Zahlen geht die fortschreitende Bolschewisierung Frankreichs nach der Besetzung durch die Juden und Nordamerikaner hervor.

Roosevelt hat zur Unterbindung des fortgesetzten Streiks die staatliche Beschlagnahme weiterer vier Kohlengruben im Pennsylvania-Distrikt angeordnet, wie aus Neuyork gemeldet wird. Umberto hat bei nordamerikanischen Banken, wie die amerikanische Zeitschrift „Fortuna“ berichtet, ein Vermögen in Höhe von 50 Mill. Goldlire hinterlegt, das er durch einen Neuyorker Juden in der Gummiindustrie arbeiten lassen will.

In der Südafrikanischen Union herrscht auf dem Gebiet der Fleischversorgung völliges Durcheinander, obwohl das Land zu den Ausfuhrländern gehörte. Die Zeitung „Rand Daily Mail“ schreibt, Südafrika werde von einer Spekulantendynastie beherrscht, die höhere Preise verlange als Gangsterlösegeld. Man könne sie nicht dem Gesetz überantworten, da selbst Spekulationen in diesem Ausmaß in der Union „legal“ seien.

Verlag und Druck: Oberheimscher Verlag u. Drucker GmbH. Verlagsdirektor: Emil Munn. Schriftleitung: Schriftleiter: Franz Moralle. Stellvert. Hauptchriftleiter: Paul Schain (Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig).

Abwehr gegen die Raketenbomben funktioniert nicht

Bilder einer englischen Illustrierten beweisen die furchtbare Wirkung von „V. 1.“

Stockholm, 6. Sept. (Eig. Drahtbericht.) Die englische Zeitschrift „Sphere“ veröffentlicht eine illustrierte Serie der fliegenden Bomben, die ihre furchtbaren Wirkungen zeigt. Auf dem ersten Bild sieht man ein derartiges Geschöß auf dem Wege nach London, von zwei englischen Jagdflugzeugen verfolgt, die es jedoch nicht einholen können, trotz langer Verfolgung landeinwärts. Bild 2 zeigt den Einschlag der Bombe, sehr weit vom Standort des Betrachters, während die Flugzeuge von einer vergeblichen Jagd umkehren. Alle Passanten suchen Schutz vor der Explosion. Auf dem 3. Bild schießt trotz der großen Entfernung eine himmelhohe Sprengwolke empor.

Sprengstücke, Trümmer von Häusern zerfallen in die leeren Straßen herab. Die Rauchsäule wird als schmutzig-grau beschrieben, wie ein dichter Nebel. Die gesamte Umgebung der Einschlagstellen ist angefüllt mit Steinpflaster, Mauerwerk, Ruß und Schmutz. Bild 4 führt eine „V. 1.“ über Häuserdächern im entscheidenden Moment des Absturzes vor.

Einige weitere Illustrationen schildern ein Erlebnis, das alle Londoner gehabt hätten, nämlich den Anflug einer „V. 1.“ mit ihrem Feuerschweif, die sich zwischen den Gebäudeblöcken ihre unerbittliche Bahn nimmt dem Ziel entgegen. Der Ausdruck „fahrende Höllen-

hunde“, so meint der Text, sei wirklich nicht übertrieben. Bei Tage erscheint die „V. 1.“ im Sturze beinahe wie ein fallendes Insekt. Ein letztes Bild zeigt eine „V. 1.“ bei Nacht, vergeblich von Scheinwerfern verfolgt. In einer Häusergruppe im Vordergrund sind viele Fenster erhellt. Der Text erklärt, ohne Rücksicht auf die Verdunkelungsvorschriften seien nach einem Einschlag in der Nähe viele Bewohner auf der Suche nach Dach-, Glas- oder sonstigen Schäden an ihren Häusern. Hinzugefügt ist ein Photo von einer „V. 1.“ bei ihrem meteorenhaften Flug über den Kanal, ungeheuer einflussvoll als Symbol des fanatischen deutschen Widerstands- und Vergeltungswillens.

Deutschlands Boden ernährt sein Volk

Der landwirtschaftliche Ertrag reicht für 100 Millionen Menschen / Von Dr. Paul Rohrbach

Auf dem Stück von Mitteleuropa, das von den Grenzen des Deutschen Reiches von 1871 umschlossen wurde, wohnen zu Beginn des 10. Jahrhunderts etwas über 20 Millionen Menschen. Zur Zeit der Reichsgründung waren es 40 Millionen, und beim Ausbruch des ersten Weltkrieges 1914 waren es 67 Millionen. Wie hat

es während dieser Zeit mit den Leistungen der deutschen Landwirtschaft, Ackerbau wie Viehzucht, für die Ernährung des deutschen Volkes gestanden? Haben sie mit der Volksvermehrung Schritt halten können? Die Antwort darauf geben die folgenden beiden Uebersichten.

Ernteerträge in Doppelzentnern je Hektar. Table with columns: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln. Rows: 1800, 1932/37, Mehrertrag. Includes sub-table for Körnerernte, Hackfrüchternte, Futterernte in Heuwerten, Zusammen.

Wie ist diese enorme, fast für alle europäischen Länder beispielhafte Mehrleistung der deutschen Landwirtschaft zustande gekommen? Um die wachsende Volksmenge zu ernähren, war das erste Hilfsmittel, möglichst viel von dem noch nicht für

den Anbau von Brotfrucht genutzten Land unter den Pflug zu nehmen. Ein zweites war die Ausdehnung des Kartoffelanbaues; ohne die Kartoffel ist unsere heutzutage Volksernährung gar nicht denkbar. Das dritte und entscheidende Mittel war die Schaffung

einer wissenschaftlichen Grundlage für den Betrieb der Landwirtschaft. Das vierte war die Zuchtwahl.

Innerhalb der Reichsgrenzen von 1871 betrug die beackerte Fläche 18 Millionen Hektar. Sie wuchs bis zum ersten Weltkrieg auf 26 Millionen Hektar. Das war eine Vermehrung um 43 v. H., die durch Umwandlung von Weiden und wenig genutzten Allmenden und mageren Böden in Ackerland erreicht wurde. Gleichzeitig wurde die Ernte bis auf den verschwindenden Anteil von 0,6 v. H. zurückgedrängt. Der Gewinn an Brachland gegen die Zeit vor hundert Jahren beträgt 4 Millionen Hektar. Zusammen mit der Umwandlung schlecht genutzten Landes in Pflugland sind seit 1871 zwölf Millionen Hektar gewonnen worden. Das ist so viel wie die Ackerfläche von Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, Pommern, Brandenburg und Mecklenburg im Jahre 1914.

Zu diesem Landgewinn kam der Zuwachs an Nahrung durch den Kartoffelanbau, und kam vor allem die Steigerung der Hektarerträge durch die künstliche Düngung in Verbindung mit besseren Ackerbaugeräten. Es klingt heute sehr einfach, zu sagen, daß die Pflanzen sich von Mineralstoffen nähren, die im Boden enthalten sind, durch Feuchtigkeit gelöst und in diesem Zustand von den Wurzeln aufgenommen werden. Das vor ein Jahrhundert wissenschaftlich erkannt und damit den Weg der Mineraldüngung als wirkungsvollen Zusatz zum Mist, der alten „Seele“ der Landwirtschaft, erschlossen zu haben, ist das Verdienst des deutschen Chemikers Justus von Liebig. Von hier an datiert eine neue Epoche nicht nur der deutschen, sondern auch der Weltlandwirtschaft.

Zur Mineraldüngung kam die Züchtung. Durch Zuchtwahl wurden und werden immer noch neue Sorten von Nahrungspflanzen geschaffen. Die Zuckerrübe ist erst im 19. Jahrhundert durch Züchtung eine Kulturpflanze erster Ordnung geworden. Durch eine gelungene Roggenzüchtung — den Potkuser Roggen des deutschen Gutsbesitzers v. Lochow — wurde die Einfuhr von Hunderttausenden von Tonnen Brotgetreide erspart. Aus dem Institut für Pflanzenzüchtung in München bei Berlin, das jahrelang von Professor Dr. Erwin Baur, dem „Zauberer von Münchenberg“, geleitet wurde, sind z. B. die Süßlupine als wertvolles Viehfutter und andere wertvolle Züchtungen hervorgegangen.

Auch die landwirtschaftliche Tierzucht ist im Laufe des letzten Jahrhunderts in Deutschland sprunghaft vorangekommen. Für die Zeit um 1800 berechnete Thaer, der Vater der deutschen Landwirtschaft, das Schlachtgewicht einer ausgewachsenen Kuh auf gehöriger Weide mit nur 220 Pfund, etwas über 100 kg, ihre jährliche Milch-

Elektrische Augen sehen die Terrorbomber

Entscheidende Sekundenbruchteile im Luftkrieg — Der Kampf um die Zehntelsekunde / Von Kriegsbericht Heine Ruck

(PK.) Zur aktiven Abwehr feindlicher Luftangriffe von der Erde aus gehören viele einzelne Teile, die erst im Zusammenwirken und der sinnvollen Steuerung einen Erfolg versprechen. Dabei ist ein starres System unmöglich. Die Kunst der Improvisation muß bei aller Genauigkeit des arbeitenden Instrumentes erhalten bleiben.

Starres Festhalten an einem System ist ebenso falsch, wie zu schnelles Bedenken einer als wirksam erkannten Maßnahme, wenn sich der Gegner einmal vorübergehend anderer Kampfweisen bedient. Es war beispielsweise so, daß das wirksame Abwehrfeuer den Gegner in immer größerer Angriffshöhe zwang — an sich schon ein Abwehrerfolg — und die eingesetzten leichten Waffen kaum mehr zum Schuß kommen konnten. Trotzdem wurden die leichten Flakwaffen, deren Reichweite begrenzt ist, auf etwa 2000 bis 3500 Meter, behalten und in immerwährender Ausbildungszeit weiter vervollkommen. Der Gegner war nicht schlecht überrascht, als er plötzlich zu Tiefangriffen mit leichten Kampfmaschinen überging und von der wütenden Abwehr der leichten Waffen in Empfang genommen wurde. Die Abschlußfolge der leichten Waffen in der letzten Zeit waren der gerechte Lohn für das jahrelange Warten auf Einsatzmöglichkeit.

Verminderung des konzentrierten Bombenwurfs

Aehnlich verhielt es sich mit den optischen Feuerleitgeräten der schweren Flakartillerie. Der Gegner bevorzugte in der ersten Phase der Angriffe auf das Reichsgebiet die hellen Nächte. Auf Grund der Verluste, die er dabei hinnehmen mußte, ging er dazu über, die Angriffe in die dunkelsten Nächte ohne jede Erdsicht zu verlegen. Eine Erfindung gab ihm auch die Möglichkeit, große Flächenziele zu finden, zumal seine Absicht lediglich terroristischer Art war. Doch auch hier hatte sich nach kurzer Zeit die Flakartillerie umgestellt. An die Stelle des optischen trat das elektrische Sehen. Das künstliche Auge ersetzte und ergänzte das menschliche weitgehend. Aber auch hier wurde die weitere Ausbildung am optischen Gerät nicht aufgegeben, sondern im Gegenteil das eine mit dem anderen kombiniert. Bei den im weiteren Verlauf der Luftschlachten erfolgenden Tagesangriffen der feindlichen Bombenverbände mit starkem eigenen Jagdschutz zeigte sich der Erfolg dieser Taktik. In allen Fällen, wo die Flakartillerie den Schutz bestimmter Objekte übernommen hatte, wurde bei einigermaßen günstigen Voraussetzungen der Gegner am planmäßigen Bombenwurf gehindert, geschlossenen fliegenden Verbände zersprengt und zu verstreuten Einzelangriffen gezwungen, die sehr oft noch den eigenen Jagdkräften günstige Angriffsmöglichkeiten boten.

Wurde so der Gegner in immer größerer Höhe oder zu Tiefstangriffen gezwungen — beide Angriffsarten behindern in erheblichem Maße den Einsatz der Flakartillerie — so kam noch eine weitere Schwierigkeit hinzu.

Schüsse vor das Ziel Die ständige Steigerung der Flugeschwindigkeit der feindlichen Maschinen mindert in gleichem Maße die Dauer der an sich schon geringen Be-

kämpfungsmöglichkeit durch die Starrheit der Erde verbundene Flakwaffe. War die gesamte Ausbildung der Flakartilleristen schon immer darauf abgestellt, daß sich die Bekämpfungsmöglichkeit des Feindverbandes auf wenige Minuten zusammenballt, so wurde dieser Zeitabschnitt durch die größere Angriffshöhe und die steigende Geschwindigkeit noch weiter zusammengepreßt. Eine weitere Steigerung der sekundlichen Genauigkeit bei der Bedienung der Geräte und Kanonen war die unumgängliche Folge. Jeder Erfolg der Flakartillerie gegen hochfliegende Verbände steht in untrennbarem Zusammenhang zwischen der Flugzeit der Geschosse und der Geschwindigkeit des fliegenden Gegners. Die Lösung dieser Frage ist der Angelpunkt jeder Arbeit in der Flakwaffe.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ein Geschöß zur Zurücklegung eines Weges eine bestimmte Zeit benötigt. Da es sich bei modernen Waffen, deren Geschosse eine hohe Geschwindigkeit besitzen, nur um Sekunden handelt, ist dieser Faktor bei der Bekämpfung von Zielen auf der Erde verhältnismäßig belanglos. Nach wenigen Sekunden hat der Beobachter bereits das Trefferebild im Scherenferrohr und kann nun nach Lage des Schusses weitere Korrekturen geben, bis der Schuß im Ziel liegt. Ganz anders bei der Flakartillerie.

Das Ziel, das ja bereits bewegt ankommt, fliegt auch nach Verlassen des Geschosses aus dem Rohr der Kanone weiter und der Treffpunkt, d. h. der Punkt, wo Geschöß und Ziel zusammentreffen müssen, liegt weit vor dem Standort des Zieles im Augenblick des Abschlusses. Zusammentreffen können Geschöß und Ziel aber nur, wenn die erarbeiteten Schußunterlagen millimetergenau sind und das Ziel weder Richtung, Höhe oder Geschwindigkeit unregelmäßig ändert. Welche Fülle von Fehler- und Ausweichmöglichkeiten!

Drei Hauptfaktoren

Selbstverständlich gibt es kein feindliches Flugzeug, das bei Erreichen der Flakzone nicht sofort die drei Faktoren Höhe, Geschwindigkeit und Richtung ständig wechselt. Wie groß diese Möglichkeiten sind, soll ein Beispiel erläutern: Ein Flugzeug mit einer Stunden-Geschwindigkeit von 360 Kilometer — die modernen Flugzeuge sind erheblich schneller — legt in der Sekunde 100 Meter zurück. Die Anfangsgeschwindigkeit eines Geschosses der schweren Flak wollen wir mit 800 m/Sek. annehmen. Luftwiderstand, Anziehungskraft der Erde und viele andere Faktoren bewirken, daß das Geschöß diese Geschwindigkeit nicht lange beibehält. Nehmen wir an, daß die feindliche Maschine in 7000 Meter Höhe fliegt, und die durchschnittliche Geschößgeschwindigkeit 500 Meter in der Sekunde ist, dann braucht das Geschöß 14 Sekunden bis es das Ziel erreicht, d. h. nachdem das Geschöß das Rohr verlassen hat, kann die Feindmaschine 1400 Meter

weiterfliegen, ehe sie den Detonationpunkt der Flakgranate erreicht. Würde nun der Schießende, d. h. der das Feuer der Flakbatterie Leitende, erst die Wirkung seines Schusses abwarten wollen, um nach der Lage dieses Schusses entsprechende Korrekturen zu geben, könnte die Feindmaschine weitere 1000 Meter zurücklegen, ehe sie der nächste Schuß erreichen könnte. Und nach wenigen Schüssen wäre sie bereits aus dem Feuerbereich dieser Batterie entkommen. Hier muß sich der Schießende im wesentlichen auf die Arbeit seiner sämtlichen Bedienungsmänner verlassen. Im gesamten Arbeitsbereich der Flakbatterie darf kein Fehler auch nur um eine Zehntelsekunde vorkommen, und die auf das Geschöß einwirkenden Kräfte, wie Prall, Luftgewicht, Windrichtung in den verschiedensten Höhen, Pulvertemperaturen, Feuchtigkeitsgehalt der Luft usw. müssen für den Augenblick des Abschlusses genauestens berechnet bzw. eingerechnet sein. Auch dem Laien wird einleuchten, welche Schwierigkeiten sich auf diesen, für andere Waffen nebensächlichen Gebieten, ergeben.

Eine Viertelsekunde gleich 200 Meter

Keiner der vielen an den Feuerleitgeräten und Kanonen arbeitenden Soldaten und Luftwaffenhelfern darf auch nur den geringsten Fehler machen. Auch hier ein Beispiel: Die Laufzeit des Zünders muß genau eingestellt werden, damit die Granate auch in der errechneten Zeit detoniert. Zwischen der Letztzeileinstellung des Zünders und dem Abschuß liegt aber das Laden der Kanone. Für diese Zeit, die Ladeverzugs-

Da staunt der Laie!

Die „Basler Nationalzeitung“ veröffentlicht einen aufschlußreichen Kommentar zu den „Spannungen“, die zwischen der amerikanischen und britischen Presse herrschen. Das Blatt schreibt, man finde verschiedentlich und nicht zu unrecht, daß die Amerikaner das Agitationshandwerk besser verstehen, so daß infolgedessen die Leistungen der amerikanischen Truppen lebendiger und farbiger gewürdigt werden als die der britischen. Eine darauf Bezug nehmende Polemik habe offenbar schon einige Wirkung gezeigt.

So habe ein Berichterstatter der britischen Agentur Exchange nun beim Einzug der britischen Truppen in Tournai etwas zuviel Gas gegeben. Er schilderte nämlich, daß bei dem Empfang die Bevölkerung Blumen geworfen habe. Nach den Blumen habe es Leckerbissen, Schokolade und Konfekt gegeben. Da staunt der Laie, schreibt das Schweizer Blatt. Wir waren bisher immer der Meinung, das belgische Volk leide Not in der schweren Zeit der Besetzung. Wir haben Fotografien gesehen von hungrigen Frauen und Kindern und da kommt ein englischer Journalist, der nicht weiß, was er damit anrichtet, und erfindet, um eine neue Note innerhalb der Sensation zu haben, Schokolade in Hülle und Fülle, Konfekt und Eier, die wir nur zwei Eier im Monat bekommen, und läßt Leckerbissen vom Himmel regnen. Die „Basler Nationalzeitung“ hebt hervor, daß der Wettlauf um die Reklameaufmachung keineswegs zugunsten der britischen Presse ausgegangen sei.

zeit, muß der Zünder vorgestellt werden. Der Ladekanonier muß also genau die vorgestellte Ladezeit einhalten. Ladet er eine Viertelsekunde schneller oder eine Viertelsekunde langsamer, so geht der Schuß um zirka 200 Meter zu weit oder um zirka 200 Meter zu kurz. Welches Training und eiserne Konzentration dazu gehört, während eines Gefechtes in ununterbrochener Folge stets gleichmäßig dieselben Bewegungen in Zehntelsekunden genauen Zeitabständen durchzuführen, wird gerade denen einleuchten, die einmal einen Luftangriff unter freiem Himmel mitgemacht haben. Diese wenigen Beispiele aus der immensen Klein- und Kleinstarbeit einer wirksamen Flakverteidigung geben erst den richtigen Blick für die Größe der Leistung unserer Flakartillerie. Beim Zustandekommen eines Erfolges sind unzählige Luftverteidiger beteiligt, angefangen von den Scheinwerfer-Einheiten, die heute schon zu einem Teil von Flakwaffenhelfern bedient werden, über die im ganzen Deutschen Reich so beliebten Luftwaffenhelfer und den Männern der schweren Kanonen, bis hinauf zum Divisionsgefechtsstand, in dessen fast operativ-schuldenähnlicher Atmosphäre der Kommandeur der Division seine Befehle erteilt, herrscht ein einziger Wille: Allen Schwierigkeiten zum Trotz den Gegner an der Durchführung seiner verbrecherischen Absichten zu hindern, die deutschen Städte mit allen Mitteln zu schützen, ununterbrochen zu arbeiten, jeder Ausweichtaktik des Gegners die eigene Initiative entgegenzustellen, moderne und modernste Geräte und Kanonen weiter zu entwickeln und sie zu beherrschen, die Ausbildung zu immer größerer Genauigkeit weiterzutreiben, das Netz um den Gegner immer enger zu ziehen, und damit der schwergeprüften Bevölkerung der terrorbedrohten Städte auch weiterhin in Treue und Aufopferungswilligkeit zu dienen bis zum endgültigen Siege.



Dschungelkrieg im Südostraum Männer einer Division, die im Bandengebiet des Südostraums für Sonderaufgaben eingesetzt ist, werden durch die Kampfesweise des Gegners gezwungen, einen regelrechten Buschkrieg zu führen. Von der Ausbeutung eines bolschevistischen Bandennestes geben diese Aufnahmen einen Ausschnitt. — Unser Bild zeigt die Ausbeutung einer tiefen Felshöhle. — Die bewaffneten Banditen werden festgenommen. Schon ihr verbrecherisches Aussehen kennzeichnet ihr unsauberes Handwerk. Aufnahme: (PK.) Vieth

„Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin!“

Kleine Betrachtung zum 140. Geburtstag Eduard Mörikes

Wunderbare helle selige Träume hat Friedrich Vlescher die dichterischen Schöpfungen des Freundes Eduard Mörike in seiner Grabrede genannt. Gottfried Keller sprach von ihm als einem »famosen Poeten von unvergleichlicher Anmut und Feinheit, als wenn er der Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin« wäre! Und Isold Kurz, seine Landsmännin, die erst vor wenigen Wochen starb und den Dichter noch im Schwabenland ihrer gemeinsamen Heimat, als Greis erlebte, bestätigt die Charakteristik der alten Freunde, wenn sie in ihren Erinnerungen schreibt: »Er trug eine leicht vorgebundene Maske, hinter der er sein wahres Gesicht, einen feinen Griechenkopf, versteckt hielt. ... Es war eine ruhige Heiterkeit um ihn her, bei großer Zartheit, die man sofort empfand...«

Man geht fehl, glaubt man, der ganz in Einsamkeit versunkene Landpfarrer Mörike hätte in seliger Einfalt ein versponnenes Dasein geführt und sein Herz in idyllischer Lyrik verströmt. Er war ein Mensch wie wir, und das Leben hat ihm an Bitternis und Enttäuschungen genug beschert wie uns allen, im Beruf und in persönlichen Leben. Ja, es hat einen Augenblick in seinem Dasein gegeben, da ihn, der als Mensch der Sehnsucht das Land Orplid mit der Seele suchte, ein dunkler Dämon gepackt hielt und er dicht an den Türen entlangstreifte, hinter denen Hölderlin, auch ein Schwabe, in Geistesumnachtung seine dunklen Sternengesänge anstimmte — das war damals, als er, ein junger Student, dem zauberhaften Mädchen Peregrina begegnet war, das ihm aber zu seinem Glück bald wieder in nebelhafte Fer-

nen entglitt, ein Irrsinn, das in seine »Mondscheingärten« eingebrochen war, dem er mit tausend Tränen nachtrauerte. Die Wunde heilte nie ganz aus. Aber die Sonne kam doch wieder, sie scheuchte auch die bösesten Träume, und der Mann, dem immer Musik am stärksten das Innerste zu lösen vermochte, schrieb nun selbst in besessene Worte umgesetzte Klänge nieder und wurde so »der Mozart der deutschen Poesie«.

Seine Lyrik ist nur der Goethes vergleichbar. Sie ist der Nation ein heiliges Vermächtnis, denn sie führt zu jenen in tiefster Verborgenheit sprudelnden ewigen Quellen, aus denen unser Volk in hellen und in trüben Stunden immer wieder Trost und neuen Lebensmut schöpft. Und es sind nicht viele, die diese Lieder, bei denen man immer unter Tränen lächeln muß, nicht kennen, und wenn sie den gefühlvollen Versen nur im Konzertsaal oder daheim am Rundfunkgerät in der ihnen kongenialen Vertonung von Hugo Wolf lauschen! Bei der Betrachtung des Ablaufes der Jahres- und Tageszeiten, beim Sichversenken in die ewig neuen Wunder der Natur vergaß der stets krankelnde Vikar und Pfarrer, dem sein Amt wenig Freude machte, der auch in der Liebe und Freundschaft recht einsam war, alle seine Nöte. Dann jubelte er »Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen, dann grüßte er den Sommer »Am Waldsaum kann ich lange Nachmittage, dem Kuckuck horchend, in dem Grase liegen« und bannte den ganzen schwäbischen Winter auf der Alb in den schlichten Achtzeller, der da beginnt »Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee«. Und er dich-

tete das innigste Lied, das je der Nacht gewidmet wurde »Gelassen stieg die Nacht ans Land, das süßeste und wehmütigste Abschiedslied von unserm Erdenstern »Ein Tännlein, grünert wo und die erschütterndsten Bekenntnistropfen zu einem Leben in Entsagung fern allen Extremen und Ekstasen, das »in der Mitte« liegt in »holdem Bescheiden«!

Die Bilder, die er fand, prägen sich für immer ein, und seine Balladen wie »Der Feuerreiter« oder »Schön Rottraut« funkeln noch heute so jung und frisch wie damals, als er sie aufschrieb, und leben im Volk wie vor hundert Jahren.

Abhold jedem Ueberschwang ist auch seine Prosadichtung, doch angefüllt mit schwebender Fülle und klingender Schönheit. Gehört nicht seine Novelle »Mozart auf der Reise nach Prag« schon zum klassischen Besitz der Nation und ist das deutsche Schrifttum ohne sein »Stuttgarter Heintzelmännlein« mit der wundersamen Historie von der schönen Lau vorstellbar?

Herkunft der Binsenwahrheit

Das Rauchen langer Pfeifen war im vorigen Jahrhundert unter den Studenten Alt-Heidelbergs sehr im Schwange. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen auch die Porzellanmaler dort in hoher Blüte stand, denn zu einem guten Knaster gehörte nun einmal ein edler farbenfroher Pfeifenkopf. Neben diesem bilderreichen Kunsthandwerk gedieh noch ein anderer Erwerbszweig der Binsenhandlung. Zum Reinigen der Pfeifen ließ sich die Binsse des Riedgrases am besten verwenden, wie es an den die Stadt umgebenden Höhen damals üppig ins Kraut schoß.

Lange Zeit betrieb ein kretinhafter Mann ausschließlich den Binsenhandel.

»Wie ein stiller Berggeist aus einer Gegend wegzieht, ohne daß man es weiß, so ist der Dichter aus dem Leben geschieden. Außere Freuden hatte es ihm kaum beschert, aber seine Güte hatte auch das tiefste Leid mit einem goldenen Schein verklärt, und unter Tränen waren ihm die schönsten zarten Gemüt, das sich vom häßlichen Treiben der Welt nicht anrühren oder gar beschmutzen ließ, hat sich ein deutsches Volk immer wieder gedungen. Las es in seiner Dichtung, vermochte sich sein Innerstes zu lösen, als lauchte es den Melodien seiner unsterblichen Musiker! Auch in den sturmdurchbrauten Tagen der Gegenwart hat es ihn nicht vergessen; leitet er es doch immer wieder aus dem Dunst der Endlichkeit zu ewigen Zielen!

Betäubt kehrt ich den Blick nach oben hin, zum Himmel auf — da lächeln alle Sterne: Ich kniee, ihrern Lichtgesang zu lauschen.

Ernst Wilhelm Balk

Er hauste mit seiner Familie auf dem Schloßberg und galt allgemein als ein Händler, der das Pulver nicht gerade erfinden hatte. Aber fleißig war er, unaufrichtig schnitt und sammelte er die steifen Halme, band sie in Bündel und verkaufte sie an Wirts- und Studentenhäuser. Da seine Ware sich eines guten Rufes erfreute, besuchte er auch andere Universitätsstädte und fand dort unter dem Spitznamen »Binsenbusch« ebenfalls viele Liebhaber.

Wie Professor Dr. Adolf Kufmaul (1822—1902), einer der besten internen Kliniker Deutschlands, in seinen »Jugendgedenken eines alten Arztes« (1899) hervorhebt, stellte sich der Binsenbusch im Verkehr mit den Musen-

söhnen dümmer, als er in Wirklichkeit war, und galt bei ihnen als Urbild seines Trotts.

Was sogar der Binsenbusch begriff, hieß fortan in Heidelberg eine »Binsenwahrheit«. Und dieser Ausdruck, dieses geflügelte Wort durch vom Neckar aus die Runde durch sämtliche deutschen Gauen. Eine Binsenwahrheit, eine Wahrheit so dürr wie eine Binsse...-rg.

Richard Gsell gestorben. Aus Wilhelmshaven kommt die Kunde, daß der Intendant des dortigen Stadttheaters Richard Gsell unerwartet gestorben ist. Er war gebürtiger Karlsruher, wo sein Vater, Kommerzienrat Gsell, eine angesehenene Stellung in der Industrie einnahm. Von früh auf dem Theater zugezogen, das ihn als Schauspieler und Spielleiter an einer Reihe größerer Bühnen sah, trat er auch als dramatischer Dichter hervor. Sein dramatisches Märchen »Echo« aus ferner Vorzeit und vor allem sein soziales Drama »Gold« fanden viel Anerkennung.

Professur für Hölderlin-Forscher Beißner. Der Dozent in der Philosophischen Fakultät der Universität Gießen, Dr. Friedrich Beißner, wurde zum außerordentlichen Professor unter Übertragung des Lehrstuhls der deutschen Philologie an der Universität Gießen ernannt. Als einer der besten Kenner des Hölderlin-Textes ist Prof. Dr. Beißner mit der Herausgabe der großen Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe beauftragt und außerdem Mitarbeiter der Wieland-Ausgabe und Geschäftsführer der Schiller-Nationalausgabe.

Berufung an die Universität Jena. Der Dozent und Bibliotheksrat Dr. Hellmut Bock in Kiel ist zum ordentlichen Professor an der Philosophischen Fakultät der Universität Jena unter Übertragung des Lehrstuhls für Englische Philologie ernannt worden.

Die Brücke von Kunersdorf

Erzählung von Erich Kahle

Vergebens hatten die preussischen Husaren die ganze Nacht hindurch jede Störung von ihrem Könige ferngehalten. Als das erste Frühlucht des 13. August 1759 durch die Fenster des Schlosses Reitwein dämmerte, erhob sich Friedrich müde aus dem Schreibstisch. Vor ihm lag der Bericht an den Vertrauten, den Freund der Jugend und den ihm bedingungslos verschworenen Minister der späteren Jahre über die Schlacht des Vortages, deren unglücklicher Ausgang das Schicksal des Staates unwiderruflich zu entscheiden schien. Knapp und wehmütig waren die letzten Worte: „Ich habe keine Hilfe mehr, und, um die Wahrheit zu sagen, ich glaube, daß alles verloren ist. Überleben werde ich den Sturz meines Vaterlandes nicht. Mein lieber Finkenstein, leben Sie wohl auf ewig!“

Friedrich zerkrüschte die Feder auf der Marmorplatte des Schreibtisches. Er fröstelte. Schmerz schüttelte das glatte Bein, die schräge Morgensonne stach in die übernachteten Augen. Brück stieß sein Krückstock die Tür auf. Der Boden krachte unter dem Stampfen des meldenden Offiziers. Schmeichelnd sprang Biche, das schlanke Windspiel, am König empor, rieb den schmalen Kopf an den Stiefeln und knurrte bettelnd.

„Ich muß allein sein, Pritzwitz“, befahl Friedrich, „will von niemanden gelehrt werden. Wohin ich gehe, weiß Er nicht.“ Das Minenspiel des Rittmeisters wagte eine Widerrede. „Weiß Er nicht und will Er nicht wissen, hört Er!“ schnitt der König jede Entgegnung ab. In widerwilligem Gehorsam, grenzenloses Vertrauen und bange Sorge im Blick, stand der Soldat unverrückbar.

Hastig schritt Friedrich durch die Baumreihen des Parks. Nicht mehr denken, nicht mehr sorgen, nicht mehr kämpfen müssen. Sanssouci, Schloß ohne Sorgen, hatte er wirklich dort einmal gelebt bei Kerzenschein und Flötenspiel, an üppiger Tafel und umgirt vom scherzenden Spott geistreicher Medicansen? Wie fern war das!

Er glitt aufsteigend in das kühle feuchte Gras der Böschung, die sich steil zu einem Bache senkte. Er schloß die Augen. Heimweh nach Sanssouci? Wohl! dehnte sich Biche, den leichten schlanken Leib wärmend an die Hüften des Königs geschmiegt, und stieß zärtlich gegen die unbeweglich im Grase verkrampten Hände.

Alles Träumen versank in dem rastlos Sinnenden. Eiskalt umfing ihn die Wirklichkeit. Hier war nicht Rheinsberg, nicht Sanssouci, hier war Kunersdorf und das Feldlager einer geschlagenen Armee. Widerwärtig, töricht und unentzerrbar drängte sich Friedrich ein Satz auf: Der König von Preußen hat eine Bataille verloren. Er suchte die Worte aus seinem Denken zu verwischen, er mühte sich zu errechnen, wieviel Fahnen und wieviel Kanonen. Umsonst, die Zahlen nahmen keine Gestalt an, es blieb: Der König von Preußen hat eine Bataille verloren. Nicht nur die Schlacht, der Staat war verloren. Wütend preßte er die Faust an die schmerzende Schläfe.

Biche witterte während Friedrich streichelte die zitternden Flanken und folgte dem starren Blick des Tieres. Scharf zeichnete die Morgensonne die Silhouette von Reitern, die in scharfem Trabe heransprengten. Der König erkannte: es waren Feinde, Kosaken Soltjzkows oder Landons slawische Husaren. Zu spät für ein Entweichen! Zu

ungleich stand die Partie im Kampfe einer gegen zwölf, war der eine auch ein König. Friedrich spottete in der Gefahr des Augenblicks; Pistolenkugeln anerkennt nicht die Gottgleichheit der Könige. Mit schnellem Erfassen kroch er der nahen Brücke zu und barg sich unter dem schützenden Bogen.

Näher kam das Klappern der Hufe. Unruhig wand sich Biche im Arme des Königs. Fests drückte Friedrich die zitternde Schnauze des Tieres zusammen. Vorsichtig lugte er den Näherkommen entgegen. Er erkannte einige verwahrloste schmutzige Gestalten feindlicher Husaren, die beutegierig lauernd auf den Rücken ihrer niedrigen struppigen Pferde hockten. Durch die zusammengekniffenen Lippen seines Mundes zischte er: Kanaille.

Blitzschnell wechselte die Folge seiner Gedanken. War der Augenblick gekommen, nach dem er sich oft gesehnt, der Augenblick, der ihm das Recht zum Sterben gab? Beglückend, fast wie ein Rausch faßte ihn das Gefühl, ein Ende machen zu dürfen mit aller Not, allem Elend der letzten Monate.

Die niedrige dunkle Wölbung der Brücke wurde zum Gerichtssaal, in dem das Geschick Preußens und seines Königs entschieden wurde. Eine magere Hand preßte das Maul eines sich sträubenden Hundes. Öffnete sich diese Hand, so lockte das Bellen des Tieres die feindlichen Reiter auf die kostbare Fährte, und der müde König, frei nur noch in der Wahl zwischen Tod und Gefangenschaft, hatte das Recht, aus dem verhassten Leben zu scheiden.

Friedrich zog die Phiole mit Gift, die immer sorgsam mitgeführte, aus der Brusttasche. Mit gespannter Neugier prüfte er sich. War er nicht schon in der Agonie des letzten Schlachtgetümmels, allein auf das brennende Kunersdorf und die brüllenden Geschütze der Russen zureitend, hinter dem Tode hergelaufen wie nicht einmal bei Kolin?

Friedrich prüfte sich. Der Feind drohte von Süden, sein geliebtes Schlesien überrennend. Der Feind drohte von Osten, seine märkischen Erblande mit Feuer und Mord verheerend. Der Feind

drohte von Nord und West. Und was blieb ihm, dem „Marquis von Brandenburg“? Ein paar Regimenter, geschlagen, abgerissen, ausgehungert und fast waffenlos, ein paar Quadratmeilen zerstampften Landes, eine leere Kasse und ein hoffnungsloses Herz. Nein, Preußen war nicht zu retten. Groß und lockend winkte die Versuchung.

Mit flatternden Händen entkorkte Friedrich die Phiole, wasserhell blinkte das Gift in der Flasche, die Pressung um die Nüstern des Tieres lockerte sich. Noch eine Sekunde, und er trank dem ewigen Tode zu, dem beseligenden Nichts, das von Sorge und Elend erlöste.

Da starteten zwei Augen in des Königs Gesicht. Blutunterlaufene brechende Augen, auftauchend aus der Düsternis des Brückenbogens, aus dem Dunkel der Erinnerung an die verlorene Schlacht. Augen eines Fähnrichs, der über die zerschlossene Standarte hingesenken mit letztem Bewußtsein, schon aus dem Jenseitigen blickend, noch einmal seinen König erkannte. Dazu hauchten erblassende Lippen in letztem Entzücken: Mein König lebt! Friedrich rief. Mein König lebt! Das war einziger Pol im Fühlen des Sterbenden, einziger Pol im Hoffen der Lebenden. Friedrich erkannte: über allem Verzweifeln, jenseits aller Wahrscheinlichkeit, unabdingbar alles Berechenbare überwindend stand vor ihm die Pflicht zum Leben, zum neuen Kampf, zum nimmer erlahmenden Versuch, über alle Erschöpfung hinaus, zur Tat, solange ihm irgendein Handeln vergönnt blieb! Ohne darum zu wissen, warf er die splitternde Phiole gegen den Grundstein der Brücke, fest schloß sich die Hand um des Tieres Maul, während die andere mit verlorener Liebkosung den Rücken streichelte. Die Sonne, die über Preußens Fluren schien, warf im Widerschein der eilig springenden Wellen ihr gleißendes, wärmendes Licht in das Dunkel des Brückenbogens.

In der Ferne klang der Rhythmus des Höhenfriedbergers auf, und mit festen Schritten wandte sich Friedrich, mehr denn je der Einzige, neuem Aufbruch zu, bereit, gemäß seiner Bestimmung zu fallen oder zu bestehen.

Auf den Spuren deutscher Redensarten

Von Bruno H. R. Sander

Wir sprechen davon, daß jemand einem anderen den „Rang ablaufen“ hat, wenn er in einem Wettbewerb einen Mitbewerber zuvorkommt. Eigentlich müßten wir schreiben: „den Rang ablaufen“; denn Rank entstammt dem gleichen Wortstamm wie Ranke und Ränke. Der richtige Sinn der Redensart ist, daß jemand beim Wettlauf seinem Gegner dadurch zuvorkommt, daß er die Krümmung vermeidet, die jener läuft, und früher sein Ziel kommt, ihm so den „Rang“ abläuft.

Die Redensart vom „Streit um des Kaisers Bart“ stammt aus dem 15. Jahrhundert, als zwei deutsche Grafen einen Streit um ein Stück Land hatten, das beide als Eigentum bezickelten. Beide wiesen Schenkungsurkunden mit dem Siegel Kaiser Karls des Großen vor. Auf dem einen Siegel war der Kaiser mit Bart, auf dem anderen glatt rasiert dargestellt. Um die Echtheit einer Urkunde nachzuweisen, galt es festzustellen, ob Karl der Große einen Bart gehabt hatte oder nicht. Da der Kaiser

jedoch bereits 600 Jahre tot war, gelang diese Feststellung nicht, so daß der „Streit um des Kaisers Bart“, an dem sich viele gelehrte Herren beteiligten, nach Jahrzehnten aufgeregt Auseinandersetzungen als ergebnislos abgebrochen werden mußte.

Die Redewendung „etwas auf dem Kerbholz haben“ geht auf die Zeit zurück, in der die Schulden der Kunden nicht in ein Buch geschrieben, sondern in zwei Hölzer eingekerbt wurden, die genau aufeinander paßten. Ein Holz erhielt der Gläubiger, das andere der Schuldner. Bei der Abrechnung wurden die beiden Stäbe aneinandergesetzt und verglichen. Die auf beiden Stäben an gleicher Stelle angebrachten Kerben mußten übereinstimmen. So rechneten Kaufleute, Gastwirte, Brauer usw. ab. Viel auf dem Kerbholz haben bedeutet also soviel wie große Schulden haben, übertragen auch: viele Dummhelten gemacht haben, für die noch Rechenhaft abzulegen ist.

Man soll eine Sache nicht bis auf die

letzte Minute aufschieben, es nie so weit kommen lassen, daß sie uns „auf den Nägeln brennt“. Dieser Ausdruck stammt aus der Zeit, da es um die Zimmerbeleuchtung noch recht schlecht bestellt war, als man sich beim Lesen im Dunkeln kleine Wachskerzen auf den Daumnägeln kiebte. Es ist tatsächlich vorgekommen, daß es jemand, der die Kerze nicht rechtzeitig erneuerte, buchstäblich „auf den Nägeln brannte“.

Die Spuren der spöttischen Redensart vom „heimgeigen“ weisen in älteste Zeit zurück. Einmal galt es für eine Ehre, wenn „jemand heimgeigt“ wurde. Wenn eine fröhliche Tanzgesellschaft auseinanderging, ließ es sich der Geiger nicht nehmen, sie mit seinem Spiel nach Hause zu geleiten. Im Mittelalter taten vornehme Herren das gleiche, um damit zu zeigen, wie reich und mächtig sie waren. Aber wir wissen aus den „Rechtsaltertümern“ Jakob Grimms, daß einst jeder Herr seinen Zinsleuten und Fröhnern häufiger ein Tanzfest gab und sie nach dessen Ende, wenn auch nicht heimgeigen, so doch heimpfeifen ließ. Berichtet sei noch eine geschichtliche Tatsache, bei der der spöttische Sinn der Redensart, wie wir ihn heute kennen, zum ersten Male zutage tritt. Als Wallenstein während des Dreißigjährigen Krieges Nürnberg ohne Erfolg belagert hatte und abzog, veranstalteten die Nürnberger ein Freudenfest, bei dem sie dem Belagerer ein Spottlied nachsangen, in dem es hieß: „Geh! Laß dich geigen heim!“

Aphorismen von Emil Gött

Die Sünden des einen sind Gott lieber als die Gebete des andern.

Eine Sünde, die mich weckt, ist besser als eine Tugend, an der ich einschlafe.

Mit dem Leben ist's wie mit dem Gelde: man muß beide ausgeben, um etwas davon zu haben.

Die Kunst mit den Menschen nicht umzugehen, könnte auch noch geschrieben werden.

Ein Ungewöhnlicher braucht nur einmal gewöhnlich zu sein; gleich berufen sich alle Gewöhnlichen auf ihn.

Ich rief es gern in alle Winde: ein mutiger, starker, schöner Mensch ist herrlicher und göttlicher als ein Gotteskrüppel, der vom ewigen Auf und Nieder die kosmische Seekrankheit hat.

Unsere furchtbarste Schuld ist das Gute, das ein Mensch von uns dankt und das wir nicht erfüllen.

Die leisen Mahner in uns sind die besten Führer; sie finden den Weg auch in Nacht und Nebel.

Das Höchste, das du einmal von dir gedacht, ist die Höhe, zu der du immer wieder hinauf mußt!

Ich will eingehen in weite, hohe Räume, ob auch durch enge Türen und über schwierige Treppen.

Der Lichtträger ist blind.

Glück gibt es so wenig, als es einen blauen Himmel gibt. Aber es gibt ein Gefühl von jenem, wie einen Schein von diesem.

Das Leben ist wie das Meer: den rüstigen Schwimmer trägt es, den Schweren und Trägen läßt es versinken, den Toten wirft es aus.

Es gibt kein Ende: jeder Augenblick ist ein Anfang von Ewigkeit.

Kleiner Wirtschaftsspiegel

Beibehaltung des Hausarbeitstags

Wie das Frauenamt der DAF mitteilt, behält die Freizeitordnung vom 22. Oktober 1943 weiterhin ihre Gültigkeit. So wird u. a. auch der Hausarbeitstag weiterhin gewährt, und zwar für diejenigen Frauen mit eigenem Haushalt, die mindestens 48 Stunden in der Woche beschäftigt sind. Frauen, die nur für Tage in der Woche arbeiten, erhalten keinen Hausarbeitstag. Im übrigen wird der Hausarbeitstag in einem Zeitraum von vier Wochen einmal für Mütter mit Kindern unter 14 Jahren in gemeinsamen Haushalten zweimal gewährt, vorausgesetzt, daß keine Hilfe weiter vorhanden ist. Eine wöchentliche Freizeit von vier Stunden erhalten diejenigen Frauen, die an keinem Vor- oder Nachmittag der Woche arbeiten sind. Frauen also, die Samstag verkürzt arbeiten oder in Schichtwechsel beschäftigt sind, erhalten diese wöchentliche Freizeit nicht.

Der Begriff „eigener Haushalt“ setzt in der Regel eine eigene Wohnung voraus. Der Hausarbeitstag kann auch Frauen ohne eigene Wohnung gewährt werden, wenn sie alte oder gebrechliche Familienmitglieder zu betreuen haben oder als Töchter während der Krankheit oder nach dem Tode der Mutter die Wirtschaft führen. Ebenso steht der Hausarbeitstag Frauen zu, die ihre eigene Wohnung durch Bombenschaden verloren haben, jedoch weiterhin durch häusliche Pflichten stark beansprucht sind. Der Hausarbeitstag wird nur auf Antrag gewährt. Unverändert besteht auch weiterhin die Möglichkeit für Mütter mit Kindern unter 14 Jahren im eigenen Haushalt, sich von Mehrarbeit, Nacht- oder Sonntagsarbeit befreien zu lassen.

Der Sportberichter

Hellas Magdeburg, der zehnfache deutsche Vereinsmeister im Schwimmen, erzielte bei einem zweiten Versuch zur »Großen Mannschaftsprüfung« die städtische Zahl von 518,5 P. Der Göttinger Rekordmann Paul Schwarz war allerdings als Gastmitglied eine nicht unbeträchtliche Verstärkung für die Magdeburger.

Gute Leistungen boten in Oberhausen die Pimpfe und Jungmädels von Ruhr-Niederrhein auf ihren Gebietsmeisterschaften. So tat sich beispielsweise Kallweit (Essen) mit einem Schlagballwurf von 83,80 m hervor. Schnabel (Mörs) gewann das Kugelstoßen mit 11,88 m.

Drei Meistertitel holte sich bei den in Budapest veranstalteten Meisterschaften der ungarischen Leichtathletinnen die Studentin Anna Lörcinci aus Fünfkirchen; sie gewann die 100 m in 13,1. den 80-m-Hürdenlauf in 12,7 Sek. und siegte im Weitsprung mit 5,36 m.

Der deutsche Weltrekordmann im Hammerwerfen, Erwin Blask, kam bei einem Sportfest in Hannover, ungeachtet des zunehmenden Alters und der wenigen Übungsmöglichkeiten, zu einem Doppelerfolg. Er siegte im Hammerwerfen mit 48,45 m und im Diskuswerfen mit 40,70 m.

Der ungarische Schwimmverband hat gegen die bekanntesten ungarischen Schwimmer schwere Strafen verhängt. So wurde für die Zeit von sechs bis zehn Monaten u. a. den Meistern Tatos, Galambos, Szegedi und Szatmari die Teilnahme an öffentlichen Wettkämpfen verboten. Die Genannten hatten sich seinerzeit geweigert, am internationalen Schwimmfest in Preßburg teilzunehmen.

Dänemark und Schweden haben für den 3. November die Austragung eines Box-Länderkampfes in Kopenhagen in Aussicht genommen. Der Rückkampf soll im März 1945 in Stockholm vor sich gehen.

Das Unverzeihliche

Roman von Hermine Maierheuser

Alle Rechte beim Karl E. Blschoff-Vorlag, Wien

8. Fortsetzung

Aber gestern hatte er in ihrer Stube gewelt. War das nicht ein Mahnfinger des Schicksals? Ja, man muß einmal für alles büßen! Jetzt war die Zeit da. Warum hatte sie einat die Freundin nicht gefragt: „was fehlt dir?“ Warum hatte sie ihr eigenes Blut nicht gezögelt? Sie war, wenn auch nur einige kurze Wochen hindurch, einem Menschen, der still und männlich um sie warb, untreu gewesen, zwar nur in Gedanken und mit ihrer fordernden, lebenslodernden Seele. Aber sind Gedanken sünden nicht auch Sünden? Aber nein, es war ja alles Schwäche gewesen, nicht Sünde. Doch einmal hatte ein Professor bei einer Vorlesung gesagt: „Das Leben strafft gar nicht die Sünden, es straft nur die Schwachen.“ Also mußte sie für eben jene Schwäche gestraft werden. Und heute, war sie nicht abermals schwach? Anstatt ihren Mann einfach auf den Kopf hin zu fragen: „Was fehlt dir? Was mache ich falsch? Statt dessen gab sie bösen Ahnungen Gehör. Freilich, Landolin würde ihr bestimmt keine Aufklärung geben in der Trotzzeit, in der er sich zur Zeit befand. Und doch, wie merkwürdig war alles. Alle Erlebnisse früherer Zeiten waren doch schon recht verblaßt, nur ihre blutigen Schwächen, die blieben frisch und kamen immer wieder als Mahner. Ja, es gab keinen Zufall, keine Laune des Schicksals, es gab nur Fingerzeige des Schicksals und

sie besagten: „Helene Hartner, du hast früher einmal dem einfachen Leben ausweichen wollen, dem Leben und dem Mann, die dir bestimmt waren. Die Stadt lockte dich, der ruchlose Mensch und Verführer lockte dich, der Rausch, lockte dich und der Glanz, Stolz, hoffärtig und selbstgerecht hast du weit über dich hinausgewollt, du hattest den Ursinn und das sichere Gefühl verloren, wohin du gehörst. Diese Schwäche rächt das Leben, laß dich mahnen, sei gütig zu deinem Mann, auch er hat unter deinen Fehlern gelitten.“

Der Tag brach an, am Osthimmel breitete sich blaßgelbe Nebel wie Goldschleier über die steigende Sonne, graubraune Dämmerung foh in die Falten und Ritzen der Erde und machte einem blauen, strahlenden Tag Platz.

Er ging ruhig in seinen Sammetstiefeln über Land. Auch im Hornhof schien dieser Sonntag gesegnet zu sein. Landolin half zuerst den Söhnen Tabak in den Schoppen hängen, dann rauchte er seine Pfeife, machte mit den Buben Scherze, schenkte der Magd ein Sonntagsgeld und dem Knecht wohlfermentierten Tabak und ging gegen Abend mit der Hündin Leda auf den Anstand. Es gab jetzt, wie er mehrmals sagte, zu viel Marder und Fuchse im Wald.

Von der Bleß wurde an diesem Tag kein Wort mehr gesprochen. Doch spät am Abend, als Erich zu Etlich auf Motorrad stieg, um den letzten Zug in die Stadt noch zu erreichen, fragte er die Mutter schon halb zum Tor gewendet: „Wirst du die Bleß hergeben?“

„Ja“, kam es gelassen aus dem Halbdunkel. „Ja, es ist zwar eine Sünde, Sünde, aber eine, die verziehen werden kann.“ Das Gesicht der Mutter sah Erich nicht.

Gegen Ende der Woche kam der Metzger aus der Weißen Ilgen in den Hornhof. Er war ein kräftiger Mann mit unternehmungslustigem, rotem Gesicht und einem hellen Schnurrbart. Seine blauen Hemdärmel waren hochgekrempt und ließen strickartige Muskeln sehen, an der Seite baumelte gleich einem schlanken Degen der Metzgerstahl. Seine blauen verwaschenen Augen blickten listig. Alles in allem ein stattliches Mannsbild, und wenn die Nähnettel recht hatte, bekam da die Ilgenwirtin einen handfesten Mann, der sie wohl endlich zahm bringen werde. Aber die Nähnettel ist mit ihren Vermutungen selten prophetisch gewesen. Gemächlich gingen die Männer und Helene in den Stall. Der Ilgenmetzger prüfte die Bleß und lobte sie: Jung und gut genährt! — Helene hielt das rechte Ohr der Bleß in der Hand und streichelte mit der andern Hand den weißen Lockenfleck, nach dem die braune Kuh ihren Namen trug. Die Bleß brüllte plötzlich mitten im Wiederkäuen kläglich auf und rieb den Kopf an ihrer Herrin. Jetzt löst der Metzger die Kette, tätschelt die Bleß und führt sie, die ihm leicht widerstrebt, an die offene Stalltür. Wie hergeweht ist Helene plötzlich neben der Kuh, hebt drohend die Hand, und es schreit wie in Todesnot aus ihr heraus: „Die Bleß bleibt da!“

Sofort weicht sie in den Stall zurück und hält sich an der Futterraufe fest. Was hat sie getan? Wieder hat sie sich übermannen lassen von der jähren Glut ihres Blutes, wieder ist sie schwach gewesen. Kein Haar ist sie besser oder anders geworden als früher. Abermals hat sie einem Naturgebot in sich in

unbegreiflichem Tun nachgegeben und will und kann es selber nicht fassen.

Was nützen da alle Vorsätze und alle Selbstwürfe, wenn man so machtlos ist, so ausgeliefert einer unheimlichen Tücke in sich selber. Sie wendet sich um. Dort steht der Metzger und lacht. Man kann es in seinem Gesicht lesen, daß er denkt: Im Hornhof hat der Mann nichts zu melden! Er grinst förmlich zu Landolin hin, der mit bösem Lächeln an der Scheunertüre steht. „Geh mit der Kuh“, sagt sie heiser, „es ist recht, verkauft ist verkauft.“

Aber schon ist Hartner an der Stalltür, sein Gesicht ist verzerrt vor Wut. Doch er wehrt sich nicht um seinen Willen in diesem bitterbösen Zorn, er wehrt sich, noch mehr ins Unrecht zu kommen. Er brüllt laut: „Hast du's gehört, Mann, die Kuh bleibt da. Ich bin auch dafür, die Katz ist aus dem Sack ist, bleibt die Kuh da. Jetzt wissen es die Leute, wer Herr im Hornhof ist, und sie sollen es wissen.“

Die Kette rasselt im Stall, die Bleß steht da und kät wieder, Dampf kommt aus ihren Nasenlöchern und Schaum ist an ihren Letzen. Helene Hartner wischt den Schaum weg und redet die Bleß an: Du Bleß, jetzt lebst du noch, — du lebst noch — aber drin im Haus hat der Haß alles tot gebissen, alles, was gut und lebendig gewesen ist. Bleß, Bleß! Die Frau weint. Fledermäuse huschen zum Stallfenster herein und haschen Mücken, fahle Dämmerung wallt aus den Wolken herab, Finsternis nistet in allen Winkeln. Die Frau legt ihren Kopf fest an den warmen Tierkörper und preßt die Hände an den runden, prallen Leib der Bleß. Da strömt es ihr aus dem Tier-

leib wie Kraft entgegen, wie tröstliches, lebendiges Leben. Gute Bleß, ruhige, kraftvolle Kreatur, wie ein Baum bist du, der dem Erhitzten Schatten spendet, wie eine Zufucht der Müden, die gehetzt aus dem Menschenland zu dir kommen. Gehetzt auf dem Land der Menschen. —

„Wo bist du Mutter?“ Etlich ruft und kommt in den Stall, er flüstert lange und leise mit der Mutter, dann gehen sie langsam ins Haus. Helene tut, was ihr Jüngster wünscht, sie bringt es über sich, sie sagt ein gütiges, liebes Wort zu ihrem Mann. Er antwortet gleichgültig, aber doch ein wenig freundlicher als in den letzten Stunden. So geht ein Tag in die Nacht, so kommt eine Nacht aus dem Tag. Die Tabakernte wird mit verbissenem Fleiß beendet. Da beschließt Helene Hartner, in die Stadt zu fahren zu ihrer alten Oberin. Sie muß mit einem Menschen, der sie versteht, sprechen, die Kreatur hat ihr Ruhe gegeben, die Menschenseele soll ihr Helle bringen. Helle, Kraft und Klarheit. Sie will und muß den Bann brechen, der über Landolin liegt, sie will ihm alles sagen, will ihm jeden Willen lassen und tun, sie will Frieden mit dem Mann, den sie liebt.

So fährt sie denn an einem Sonnabend zur Stadt und findet Freilin von Renk im Schwesternheim im großen Lehnstuhl am Fenster. Nach herzlichem Willkomm gehen die Worte behutsam hin und her. Helene Hartner stellt sich mitten ins Unrecht und ihren Mann ins Recht, sie sucht nur nach einer Brücke über das Meer der Trübsal, das sie umwallt.

[Fortsetzung folgt]